

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 1

Artikel: Keiner meiner Bekannten geniesst einen guten Ruf
Autor: Suter, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Keiner meiner Bekannten geniesst einen guten Ruf

von Fritz Suter

Der Hintergrund dieser Begebenheiten, der Ort der Handlung sozusagen – wird wohl den meisten Lesern vertraut sein; wenigstens vom Hörensagen. Es ist das Zürcher Niederdorf. Dort, wo ein Idiot noch Zuschauer findet, und wo vor einem Zuchthäusler nicht die Nase gerümpft wird. Der Autor wohnt selbst in diesem

für manchen braven Bürger etwas anrüchigen Stadtteil. Annähernd ein Jahrzehnt treibt er sich schon dort herum mit Tagedieben und Berufsberatern, Kunstmälern und Uhrenschmugglern. Er ist tätig in manchen Berufen; auf offener Straße sozusagen: als Fensterputzer, Gartenzaunstreicher, Landschaftsgärtner und Taxichauffeur. Persönlich vertritt der Autor, ich, die Meinung, daß sozusagen wohl so gut wie jeder Mensch, der sich in diesem Niederdorf-Milieu fest ansiedelt, irgendeinmal aus seiner vorgezeichneten Bahn geworfen wurde.



Aber auch so ein Mensch – das versteht sich doch – möchte seinem Leben einen Sinn geben, obwohl er sich meistens mit einem abfälligen Lächeln über bürgerliche Lebensanschauungen hinwegsetzt. Der Autor hat also seine Schilderungen nicht aus den Fingern gesogen. Die Namen der handelnden Personen allerdings, sind erfunden.

Die Geschäfte des Herrn Ragwin Klingler

Ich kann mit Stolz sagen: Bisher habe ich noch nie einen Mitbürger über das gesetzliche Maß hinaus übers Ohr gehauen. Auf die Löffel legen – wie sich Kollege Klingler gelinde gesagt ausdrückt, wenn er ahnungslose Bauern oder harmlose Hausfrauen nach Strich und Faden geneppzt hat. Nur kühles Überlegen hielt mich bisher davon zurück, seine Art Geschäfte nachzuahmen. Sonst wäre ich bei Gott, auch schon längst hochgegangen.

Die Schlußfolgerung dieses kühlen Überlegens ließ mich dann nach einer gewissen Zeit gemeinsamen Umherstrolchens folgenden gesellschaftstaktischen Schritt tun. Ich ließ diese Canaille einfach sitzen. Ohne ersichtlichen Grund sozusagen. Aber solch ein Kerl läßt sich nicht einfach so ohne weiteres abschütteln. Und ich mußte mich auf eine Weile in den verufensten Löchern des gefährlichsten Stadtviertels verbergen, ehe ich vor seinen Nachstellungen sicher war.

Die Bekanntschaft dieses gefährlichen Irren habe ich in der Penne gemacht. Das ist ein Institut, das jedem der will, ein Dach über dem Kopf und ein Eisenbett unter dem Rücken gewährt. Da lag er also und glotzte mich mit seinen weitaufgerissenen Augen hypnotisch an. Damals kam ich, wie an jedem andern Abend ein wenig angesäuselt nach Hause und ließ es geschehen, daß der Kerl sogleich einen Wortschwall über mich ergoß. Auf dem Rücken liegend, gaukelte er mir phantastische Geschäfte vor, an denen ich auch teilhaben konnte. So malte er mir alles in den glühendsten Farben aus, ehe ich in tiefen Schlaf versank.

Die Penne hat die schlechte Gewohnheit, ihre Insassen um sieben Uhr morgens hinauszuschmeißen. Wir gingen also anderntags zeitig ins Wetter hinaus und der Kerl erklärte mir den Fall. Er fragte: «Hast du etwas Geld?»

Daraufhin blickte ich diesem Ragwin Kling-

ler in die Visage und meinte: «Ich bin vollkommen pleite!»

Daß der Kerl mich anpumpen will, ist mir nichts Ungewöhnliches. Darum verschlägt es mir die Sprache als er mit einer Fünfzigfranken-Note vor meiner Schnauze herumfuchtelt. Dann geht mir der Kerl mit seinen langen Beinen in das erste Kaffeehaus voran und bestellt Frühstück für uns beide. Durch Querverbindungen aus Wortfetzen, die ich später aus seinen sich endlos wiederholenden Gesprächen kombinierte, war er tagszuvor aus dem Zuchthaus entlassen worden. Völlig mittellos wie er war, hatte er es klugerweise verstanden, diesen Fünfzigerschein einer wohltätigen Institution herauszulocken.

«Es ist jetzt November», sagte er und deutete in das unfreundliche Wetter hinaus. Ich nickte und sah ohne Begeisterung durch das große Fenster auf die nasse Straße hinaus. «Wir fahren jetzt mit der Straßenbahn in einen Vorort.»

«Wohin?»

«Weißt du eine Gegend, wo es viele Einfamilienhäuschen gibt? Eigenheime mit etwas Garten. Jedoch nicht in einem ausgesprochenen Villenviertel.»

Ich nannte ihm einen solchen Ort, da er sich in unserer Stadt nicht auskannte. Mir schien überhaupt, daß er sich mit Vorliebe von einem Ort zum andern bewegte, gleich einem Zugvogel.

Kaum auf der Straße, fragte er mich nach einem Warenhaus. Und da sich eines gleich um den nächsten Häuserblock befand, gingen wir dorthin und der Kerl kaufte sich für drei Franken eine grüne Gärtnerschürze und eine Baumschere für vier Franken. Herrgott, denke ich, was will der Kerl bloß mit diesen Gegenständen anfangen. Doch er war seiner Sache völlig sicher und bat die Verkäuferin, ihm die Sachen nicht einzupacken. Er wickelte die Baumschere säuberlich in die grüne Baumwollschürze und steckte die Rolle in die Seitentasche seiner Jacke.

Dann ging's auf und davon. Mit der Straßenbahn zum Stadtende, das ich schon erwähnt habe. Von dort marschierten wir endlos durch verschiedene Straßen. Und da endlich – mir rann der feine Regen schon den Nacken hinunter – blieb er vor einem älteren Einfamilienhaus stehen und betrachtete eingehend eine hohe Tanne vor dem Haus. Dann hob er in Richtung dieses Baumes die Hände

und vollzog auf und niederfahrende Bewegungen wie, wenn er eine unsichtbare Figur modellieren wollte. Dabei bewegten sich seine Lippen in lautlosem Murmeln und ich dachte schon: Jetzt ist der Kerl vollends übergeschnappt! In diesem Augenblick zeigte sich eine neugierige Frau hinter dem Fenster besagten Hauses und ich bereitete mich darauf vor, im nächsten Moment auszureißen. Kaum hatte jedoch der Kerl das Weibsbild hinter dem Fenster erblickt, schritt er entschlossen bis zur Türe und läutete energisch die Hausglocke.

Ha, ha! dachte ich – ich bin doch gespannt, was da folgt. Und trat ebenfalls unter das Vordach um dem Auftritt aus gebührender Nähe beizuwohnen.

«Guten Morgen», begrüßte Klingler die heraustretende Frau höflich, und auch ich deutete eine schüchterne Begrüßung an. «Wir arbeiten heute zufällig hier in der Nähe.» Dabei zeigte er irgendwohin, in die Umgebung, nach einem eingebildeten Arbeitsplatz. «Wir schneiden Bäume», fügte er erklärend hinzu und rollte die Augen, um die Frau schon ein wenig einzuschüchtern.

«Jetzt?» fragte die Frau erstaunt, «um diese Jahreszeit?»

«Natürlich», ereiferte sich der Bursche und trat frech zu der Tanne hin.

«Wir schneiden Blautannen», sagte er und drückte dabei einige Äste der Tanne hinunter.

«Aber ich habe noch nie davon gehört, daß man Blautannen schneiden muß», fiel ihm das Weibsbild ins Wort.

«Oh, doch!» rief Klingler mit inbrünstiger Überzeugung. «Und wenn man das nicht alle zwei Jahre macht, arten Ihnen die Blautannen aus. Sehen Sie...?» und dabei bog er den Ast triumphierend noch weiter hinunter.

Ich indessen guckte mir die Augen aus dem Kopf. Weiß der Teufel, aber ich hatte tatsächlich auch noch nie davon gehört, daß Tannen geschnitten werden müßten. Und dazu noch diese Art Tannen. Sie sah etwa aus wie eine gewöhnliche Fichte, nur daß die Nadeln eine stark bläuliche Färbung aufwiesen.

Mit Erleichterung bemerkte ich sodann, daß die solcherart herausgelockte Frau interessiert nähergetreten war. Und sofort gewahrte ich ein merkwürdiges Aufblitzen in den Augen des Herrn Ragwin Klingler. Jetzt hatte er Fuß gefaßt und sprach bereits in vertraulichem Ton mit der Frau, derweil er die funkelnde Baum-

schere aus der grünen Schürze wickelte. «Sehen Sie...?» dabei zwickte er den vordersten Zweig des heruntergebogenen Astes ab. Ein Stück von vielleicht zwanzig Zentimetern Länge.

«Dadurch können sich die hintern jungen Augen voll entwickeln, sehen Sie hier?» Er deutete weiter hinten auf eine zarte blaue Knospe, ein feines bläuliches Sternchen, das sich im toten Geäste des Baumes vollkommen verloren aufhielt. «Diese Augen können sich unmöglich entwickeln, wenn aller Saft in die vorderen Spitzen treibt», erklärte Klingler munter darauflos, «aber mit dem Schneiden leiten wir den Saft in die hinteren Triebe und dadurch haben wir dann nach einigen Jahren eine wunderschöne volle Blautanne, ohne kahle Stellen, die rundherum gleichmäßig in der Form ist.»

Das Weibsbild nickte und dann hub etwas an, das ich selbst dem übelsten Staubsaugervertreter nie und nimmer zugetraut hätte. Pausenlos wurde auf der armen Frau herumgehackt, wurde ihr vorgeschwatzt, wiederholt, gequatscht, pausenlos, mit einer ungeheuren Hartnäckigkeit. Die gute Frau kam nicht dazu, auch nur ein einziges Wörtchen zu sagen und schließlich – wie mir schien – mehr um dieser Folter zu entrinnen, fragte sie zaghast: «Und was kostet das?»

Klingler nahm einen tiefen, tiefen Atemzug und ich dachte: Nun ist der Schuß draußen!

Klingler sagte: «Sehen Sie, Frau, dafür, daß wir Ihnen diese Arbeit machen, den Baum herausputzen und schneiden, wirklich, wir liefern Ihnen eine tadellose Arbeit und dafür müssen Sie uns gar nichts bezahlen. Wir nehmen den Abfall sogar mit, also diese kleinen Ästlein, die wir abschneiden, es gibt ja nicht so sehr viel und das ist dann unser Lohn.»

Die Frau schien das nicht ganz mitbekriegt zu haben und Klingler wiederholte die Geschichte nochmals und dann noch einmal. Während dieser Zeit bin ich wenigstens fünfzigmal um die Blautanne herumspaziert.

«Also, meinewegen», sagte die Frau endlich und rang verstohlen die Hände hinter dem Rücken. «Eine hohe Leiter haben wir hinter dem Haus.»

Als dann die lange Leiter am Baum aufgestellt war, schickte mich Klingler ein Stück gegen die Stadt zurück. Meine Arbeit war nun, einen Transportunternehmer mit einem Lieferungswagen samt zehn leeren Kisten oder Körben herbeizuholen.

Wie ich zwei Stunden später zurück war, hatte der Herr Ragwin Klingler soviele Zweige von der Tanne heruntergeschnitten, daß wir auch sogleich zehn große Kisten damit gefüllt hatten.

Bei Gott. Als ich dann aber die Tanne ablickte, verschlug es mir dann doch die Sprache ganz endgültig. Ein völlig zerrauftes und gerupftes Huhn wäre noch am ehesten mit dieser Tanne zu vergleichen gewesen.

Ragwin hatte meinen erstaunten Blick gesehen. Er sagte: «Das Zeug wächst wie wild nach», und dann fuhren wir in die Stadt, wo Klingler die Zweiglein im Handumdrehen einem Blumengroßhändler verkauft, dessen Adresse er sich vorher aus dem Telephonbuch herausgeschrieben hatte.

«Die reißen einem das Zeug fürchterlich aus den Händen, jetzt vor Weihnachten», sagte Ragwin, als er den Transporteur entlöhnt und derselbe davongefahren war.

Diese geschäftliche Transaktion trug ihm an diesem Vormittag bare vierhundert Franken ein. Er sagte bekümmert: «Wenn ich doch bloß meinen Führerschein wieder hätte!» Er jammerte mir das vor, als wir kurz nach Erledigung dieses Geschäftes einen heißen Kaffee tranken, um uns aufzuwärmen.

«Aber wieso bloß?» fragte ich.

«Um Geschäfte zu machen», sagte Ragwin, «braucht man heutzutage unbedingt einen eigenen Wagen. Ohne das ist das Geschäft nicht interessant.»

«Einen Führerausweis hätte ich schon», sagte ich, «aber das macht noch lange kein Auto.»

Daraufhin breitete sich das sonnigste Lächeln über sein vorher so sorgenvolles Gesicht.

«Dann sind wir gerettet», sagte er zu mir, «wir machen das so. Ich kaufe ein Auto, und du fährst damit. Du hast keine Ahnung was wir alles unternehmen können.»

Da hatte ich also über Nacht eine Chauffeurstelle gekriegt und ohne daß ich mich darum bemüht hätte. Doch über einen Punkt war ich mir noch nicht völlig klar.

«Womit willst du ein Automobil kaufen?» fragte ich ihn.

«Jetzt besitze ich diese vierhundert Franken. Damit leiste ich eine Anzahlung von zweihundert Franken. Den Rest zahle ich in Raten ab und mit dem übrigen Geld bezahle ich die Wagensteuer und die Haftpflichtversicherung.»

Also, ich muß sagen, dieser Vorschlag leuchtete mir ein, und somit erklärte ich mich einverstanden.

Den Rest des Morgens brachten wir damit zu, in verschiedenen Zeitungen die Annoncen derjenigen Garagen durchzulesen, welche gebrauchte Wagen auf Abzahlung verkaufen.

Am frühen Nachmittag hatten wir denn auch bald etwas gefunden, das der Meinung des Kollegen Klingler nach passend war. Der Garagist meinte das auch, nur ich nicht. Ein älterer Chevrolet war es und wenn ich daran dachte, wieviel Benzin dieses Ungetüm zu verbrauchen imstande war, standen mir die Haare zu Berge. Aber da mein diesbezüglicher Einwand in den Wind geschlagen wurde, sagte ich nichts mehr und Klingler bezahlte die zweihundert Franken und unterschrieb den Abzahlungsvertrag. Schließlich war es ja sein Geld. Unser nächstes Ziel war eine Autohaftpflichtversicherungsanstalt und dann zum Schluß das Straßenverkehrsamt, wo wir eine Nummer lösten. Endlich, so gegen Abend um fünf Uhr, als es dunkelte, konnten wir mit unserem Ungetüm in der Stadt herumgondeln.

Am nächsten Tag schnitt Ragwin Klingler wieder eine Blautanne und am folgenden Tag noch eine dritte. Damit war unsere Kasse gefüllt.

Und es ist kaum zu glauben. Am vierten Tag – das Schicksal wollte es so haben – verirrten wir uns irgendwo in der weiten Landschaft draußen. Und schließlich, als die Straße nirgends mehr hinführte, hielten wir vor einem Bauernhof. Der Atem stockte uns einen kurzen Augenblick, als wir etwas weiter hinten im Gelände neben einem zugefrorenen Weiher sieben stattliche Blautannen erblickten.

Mit einem kurzen Seitenblick gewahrte ich wie sich Klingler sammelte, innerlich auf das Bevorstehende konzentrierte. Und tatsächlich, es gelang ihm in der Folge den Bauern zu überstölpeln.

«Bare hundert Franken gebe ich Ihnen», rief Klingler, «hundert Franken auf den Tisch, ohne daß Sie dafür auch nur einen Finger zu rühren brauchen!»

Und er hat ihn herumgekriegt. Der Herr Klingler hat den Bauern nach Strich und Faden über die Ohren gehauen.

Tagelang hat er an diesen sieben Blautannen herumgestutzt, geschnitten und heruntergesägt. Und schließlich die Zweige verkauft. Einem Großhändler für drei Franken das Kilo.

Aber diesem Bauern jemals die versprochenen hundert Franken gegeben? Nie im Leben!

Als wir uns dann am Schluß bei untergehender Wintersonne auf dem Heimweg befanden, mit den letzten herabgeschnittenen Zweiglein, entspann sich zwischen uns eine Diskussion. Daß sich Klingler bei diesem Bauern nie mehr im Leben zeigen würde, war mir inzwischen klar geworden.

«Aber», sagte ich, «wenigstens die hundert Franken hättest du ihm geben können.»

«Ach was. Dem haben wir schön die Löffel umgelegt. Dem Lümmel die Ohren stehen gelassen. Ha, ha, ha . . . !»

«Aber korrekt ist es nicht», jammerte ich, «die hundert Franken haben wir doch schon zehnmal hereingeholt.»

Nun, der Herr Klingler wollte nichts davon wissen.

«Zur Hölle mit deinen hundert Franken», sagte er beleidigt, «dieser Bauer braucht das Geld nicht so nötig wie wir!»

Diesem Grund konnte ich nichts mehr entgegenhalten und beschloß nun meinerseits die Sache in die Hand zu nehmen.

Kurz bevor in der Stadt sämtliche Geschäfte schlossen, kamen wir nach Hause. Noch bevor Klingler etwas anderes vorschlagen konnte, bat ich ihn, mir hundert Franken zu geben, um damit im nächsten Warenhaus ein Paar neue Schuhe zu kaufen. Den Zündungsschlüssel ließ ich stecken und verkrümelte mich mit den hundert Franken.

Damit tat ich den anfangs beschriebenen sozialtaktischen Schritt und ließ diese Canaille einfach sitzen.

Sportkanonen

Zu der Zeit, als Jürg wegen einer einfältigen Wette den Versuch unternahm, einssechzig hoch über die Latte zu springen und sich dabei die Sehne des rechten Beines zerriß, zu der Zeit wurde auch sein Freund Adolf lahmgelegt.

Beides Sportkanonen. Die talentiertesten Sportler, die es jemals gegeben hat, wenn man sie selbst hört. Und beide schon über die Fünfzig hinaus. Nun, Jürg hat dank seiner Aufschneiderei einmal etwas abgekriegt. Kann für vier, fünf Wochen humpeln. Aber nicht daß ich ihm das gewünscht hätte. Wie ich ihn dann im Spital besuchte, erklärte er mir, daß sein Freund Adolf in eine fürchterliche Notlage ge-

ratet sei. «Der ganze Verdienst», sagte Jürg, «geht flöten. Kann Kohldampf schieben, der arme Dölf, wenn ihm niemand hilft.»

Also erkundigte ich mich kurz, was vorgefallen ist.

«Na», sagte Jürg, «du weißt ja, der Adolf. Der bekannte Kunstspringer. Derjenige, der früher vom Dache der Wasserkirche in den Fluß hinuntersprang.»

«Bitte», sage ich, «aber was hat das mit seiner jetzigen Notlage zu tun?»

«Du kennst ihn ja», stöhnte Jürg, «er ist eben ein Draufgänger. Ein forschender Kerl. Und jetzt wurde ihm der Führerausweis entzogen.»

«Hat er», sagte ich, «irrtümlicherweise ein Gläschen zuviel getrunken?»

«Nein, nein. Als Sportsmann trinkt er doch keinen Alkohol. Das wäre ganz gegen sein Prinzip. Er ist bloß ein bißchen zu forsch gefahren, und dann ist es geschehen, leider.»

An der Adlergasse hat er sein Geschäft, der Adolf. Eigentlich kein Geschäft, sondern bloß eine Bude mit einem winzigen Fensterchen auf den Hinterhof hinaus. «Adolf Kopperich, Inkasso». Dieses Schild hängt an der Türe. Also ein Halsabschneider. Ein Schinder. Jagt armen Leuten die letzten Kröten ab. Nun, zweifellos rentiert die Bude. Fährt mit einem feuerroten Pontiac Silver Streak, dieser Adolf. Und besitzt, so nebenbei, einen schnellen Lancia. Er fährt also mit diesem Pontiac herum, seinen Geschäften nach. Sitzt nicht einfach am Schreibtisch und versendet Zahlungsbefehle und Pfändungsurkunden.

Foto: Atelier Eidenbenz

Bild «Mutter und Kind»

Aktaufnahme unter Verwendung des Negativ-positiv-Spiels. Fotogestaltungen in Negativ-positiv-Technik sind nicht einfach als technische Spielerei zu werten. Der Prozess der Vermischung der beiden Pole «negativ» und «positiv» hat den Schwund der Körperlichkeit zur Folge, das Resultat ist ein reines Linienspiel der körperlichen Begrenzungen.

Das Faszinierende an solchen Gestaltungen im Vergleich mit Handzeichnungen, die auch die reine Linie festhalten können, liegt in der Wahrung der authentischen Wiedergabe unter Verzicht auf den Illusionismus «normaler» Fotografien. Es drängt sich der Vergleich auf mit zusammengepressten Fossilien, die trotz Einbusse der Plastizität auch authentisch geblieben sind. Ähnliche Wirkungen werden durch die sog. Solarisation erreicht, die auf einem chemischen Vorgang beruht.

Nein, jetzt läßt er sich von mir herumführen, mit dem roten Pontiac. Sportlich wie er ist. Sitzt neben mir und erteilt mir Anweisungen, wie ich seiner Meinung nach fahren sollte. «Zufahren, zufahren», sagt er, «diese Drecksau soll bloß anhalten!» wenn eine Dame von rechts kommt und den Vortritt genießt.

«Dieser einfältige Schafskopf da vorne», sagt er, «schläft jetzt dann nächstens ein. Geben Sie Signal. Überholen Sie diese Schlafmütze gefälligst.»

Ich fahre also. Lasse mich durch sein Gerede nicht beeinflussen. Schlängle mich, so gut es geht, durch das Gewühl.

«Diese alberne Nutte», wenn eine Fußgängerin ängstlich und bescheiden über die Straße watschelt. Dreht das Fenster hinunter. Brüllt hinaus: «Können Sie nicht schneller gehen? Soll ich Ihnen Beine machen? Verdammt nochmal!»

Wir fahren über eine Brücke. Über die Quai-brücke. Da sind zwei Fahrbahnen. In der Mitte fährt ein Roller. Hinten sitzt ein Dämmchen. Dieser Skotter bummelt ein bißchen, fährt einmal rechts, dann links, usw. Ganz wie es ihm beliebt. Wie wir an ihm vorbeifahren brüllt Adolf: «Könnt ihr nicht rechts fahren?» Ich gebe Gas und fahre weiter. Einige hundert Meter weiter vorne muß ich bremsen. Ein rotes Licht hält uns auf. Inzwischen hat der Skotter aufgeholt. Hält links vor uns an. Noch wie er heranfährt ist laut und deutlich: «Schafskopf!» zu hören. Keine Beschimpfung. Eine bloße Feststellung seitens dieses Skotterfahrers. Wie Adolf das vernimmt, springt er aus dem Wagen und mit erhobenen Zeigefinger auf den verblüfften Skotterfahrer zu. «Wenn Sie»,

Bild «Flügelschlag»

Fotografik oder Lichtzeichnung, die so entsteht, indem ein Planfilm als Bildträger gewölbt, verdreht oder gewunden, also sphärisch projiziert wird. Die Technik bietet uns Möglichkeiten der Gestaltung, die durch herkömmliche Gestaltungsmittel wie Stift, Pinsel oder Aerograph nicht erzielt werden können. Zu welchem Zweck? — es sei die Gegenfrage gestattet: Zu welchem Zweck ist ein Regenbogen schön? Form und Zeichnung eines Schneckenhauses? Das Wunder einer Blüte? Die Schöpferhand der Natur führt unmittelbar die gestaltende Hand des Menschen.

sagt Adolf, «noch einmal Schafskopf sagen, haue ich Ihnen eine in die Fresse». Sagt das und kommt schimpfend zurück. Er sagt in voller Lautstärke: «Lausbub! Stenz! Zuhälter! Eingebildeter Affe!» Bis wir endlich den Skotter aus den Augen verlieren.

Weiter vorne hat es eine kleine Kollision gegeben. Unbedeutend. Kleiner Blechschaden. Zwei Autos haben sich leicht gerammt. Und eine beträchtliche Menschenmenge hat sich schon angesammelt. Steht herum und gafft. Die beiden Fahrer blicken etwas ratlos drein. Gucken die Beulen blöd an. Noch ist kein Polizist da. Es ist ja auch niemand verletzt worden. «Anhalten, anhalten!» brüllt Adolf, «ich muß Zigaretten holen. Da drüben ist ein Kiosk!»

Ich parkiere also den Silver Streak in eine Lücke. Steige aus, und vertrete mir die Beine. Ein Kiosk ist weit und breit nirgends zu sehen. Wo ist denn der Dölf?

Dort! Drängt sich gerade durch die Menschenmenge. Stößt andere rücksichtslos beiseite und dringt schließlich bis in den Kern dieser Versammlung vor. Fuchtelt mit den Armen in der Luft herum. Erklärt, wer hier der Schuldige ist, seiner Meinung nach. Bricht mit den Umstehenden augenblicklich einen Streit vom Zaun und raucht einen Stumpen.

So geht das. Immer frech. Von Station zu Station. Wie auf einem Kreuzweg kommt es mir allmählich vor.

Wir befinden uns also auf dem Weg zu einem Kunden. Oder allgemein gesprochen, zu einem Opfer. Ich, Brüder — da ich selbst nichts auf die hohe Kante gelegt habe — bemitleide jene Leute, die in finanzieller Not sind. Habe richtig Bedauern mit ihnen. Es treibt mir die Tränen in die Augen, wenn so ein armes Väterchen Schulden hat. Und zwar soviel Schulden, daß sich das Betreibungsamt hineinmischen darf.

Wir halten vor einem Mietshaus. Ein großer Kasten mit vielleicht zwanzig Parteien. Vor der Türe steht zufällig ein Mann in Überkleidern. Wischt mit dem Besen vor der Haustüre und zupft zwischen den Granitplatten kleine Grasbüschelchen aus. Das ist der Hauswart, wenn man ihn näher betrachtet. Adolf geht, mit einer Aktentasche unter dem Arm, auf diesen Mann zu. Tuschelt ihm etwas ins Ohr. Und dann blicken beide empor, zu einer bestimmten Wohnung hinauf. Ich kann nicht hören, was die beiden zusammen sprechen.

Doch plötzlich lächelt der Hauswart breit. Wie ein übellauniger Metzgerbursche, der ein bösartiges Schwein schlachten darf. Nachdem sich Adolf in solch diskreter und unauffälliger Weise bei der Nachbarschaft eingeführt hat, geht er zum Angriff über. Nimmt die Wohnung im Sturm. Sagt: «Entweder Geld, oder Ihr fliegt zur Wohnung heraus!» Vielleicht sagt er auch: «Wenn Sie bezahlen, ist es gut und recht. Sonst, und das versichere ich Ihnen, werde ich nichts scheuen, um zu diesem Gelde zu kommen!»

Sagt also das und empfiehlt sich. Weiter geht's zum nächsten Kunden.

Wieder einmal, als ich gerade vor dem roten Stoppsignal anhalten mußte, sagt Adolf: «Zufahren, zufahren!»

«Ja, es ist rot», sage ich.

So ist er nun auch wieder nicht. Gibt offen und ehrlich zu, daß es rot ist.

«Aus welchem Grunde», sage ich, «hat man Ihnen die Führerbewilligung entzogen?»

«Wegen der raschen und flüssigen Fahrengerei», sagt er, «ich fahre eben sportlich. Ich hatte da einige Büßlein. Und letzte Woche ist mir ein alter Mann direkt in den Wagen hingegangen.»

«Ach so», sage ich, «dieser Alte hat sicher einen fürchterlichen Anlauf genommen.»

«Wie meinen Sie das bitte?» fragt Dölf.

Ich kann nichts mehr sagen. Muß mich auf den Verkehr konzentrieren. Das Licht hat von rot auf grün gewechselt. Später sitze ich allein im Wagen. Adolf bringt einige Kleidungsstücke zum chemisch Reinigen. Seine Aktentasche liegt neben mir. Und ich kann es nicht verkneifen. Werfe einen Blick hinein. Trotz meiner Freundin, welche dauernd mit mir schimpft und auf mir herumreitet: «Was scherst du dich um fremder Leute Angelegenheiten. Fremde Briefe liest man nicht. Du unanständige Person!»

Also, weil die Tasche nun mal so offen da liegt, tu ich's eben doch. Aber nur einen winzigen Blick. Der Zufall will, daß ausgerechnet die amtliche Urkunde, die Begründung dieses Fahrausweisentzuges zuoberst liegt. Und was steht denn da? Hundertundeinundvierzig Bußen hat er eingefangen. Jede einzelne zu lesen ist mir nicht möglich. Also begnüge ich mich mit der ersten Seite. Überfahren eines Stoppsignals. Überholen an einer Kreuzung. Überfahren einer Sicherheitslinie. Verkehrswidriges Verhalten, usw.

Aufgepaßt, da kommt er wieder. Und weiter geht die Fahrt. Zu einem neuen Opfer.

Ja, ja. Es ist etwas Sportliches, dieses Inkassogeschäft. Hat einer den Kopf zuunterst im Dreck, peng, wird noch darauf getreten, damit der Kerl vollständig krepiert. Jetzt, wo ich die ganze Sache ein bißchen besser kenne, kommt mir Jürg wieder in den Sinn. Wie hat er doch schon gesagt: «Der ganze Verdienst» sagte er, «geht flöten. Kann Kohldampf schieben, der Dölf, wenn ihm niemand hilft!»

Na ja, schaden würde ihm das nicht. Und ehrlich gesagt, eigentlich wünsche ich ihm das.

Suchst du Arbeit?

In unserem Dorf lebt auch ein Bursche namens Leo. Und dies wäre ein einfacher Name. Leo! Nichts dagegen einzuwenden. Doch was seine Lebensweise betrifft, die ist reichlich kompliziert.

Wenn man sein Äußeres betrachtet, macht man die Feststellung, daß dieser Leo im Grunde genommen ein ganz hübscher Bursche ist. Schwarzes Haar, mit Wasserwellen. Ein gepflegtes Schnurrbärtchen und stets elegant gekleidet. Das ist Leo, wie er lebt und wie wir ihn kennen. Ein bekannter Herumtreiber und Taugenichts. Den lieben langen Sommer hindurch läßt er sichs gemütlich gehen. Sitzt den ganzen Tag auf einer Bank am Quai und liest Romane. Oder liegt im Strandbad und stiehlt dem Herrgott den Tag ab.

Nun, zuweilen sitzt er darum ohne Fressen da, aber das stört ihn nicht sonderlich. Bis zum Herbst. Dann werden die Tage kürzer und die Nächte kühler. Und selbst ein Bursche wie unser Leo sieht sich auf einmal gezwungen, einem Gewerbe nachzugehen. Eine Stellung zu finden. Aber meistens kann der arme Teufel diese Arbeit nicht allzulange festhalten. Der Bursche hat, und das muß man ihm lassen, sehr viele Damenbekanntschaften. Leo wird also fürs erste Zuhälter. Schlängelt sich so durchs Leben. Nur sagte er mir kürzlich: «Dieses Gewerbe», sagte er, «wird mir langsam zu gefährlich. Da liegt kein Segen drin. Eine Zeitlang mag das gut gehen. Aber dann kriegst du, weißt nicht wie schnell, zwei Jahre! Nein, das ist nichts für mich.»

Es ist darum begreiflich, daß er diese Beschäftigung aufgibt und sich nach seriöser Ar-

beit umtut. Er läßt sich als Fensterreiniger engagieren.

Ich frage ihn, wie sich die Sache entwickelt. «Die Arbeit», sagt er, «ist nicht besonders

schwer. Man muß nur verteufelt schnell sein. Ich arbeite im Akkord und kriege pro Quadratmeter so und soviel.»

Wenn man sich, wie Leo, den ganzen Früh-

Der kleine Familienfilm



Studiert Menükarte, während Kellner hinter seinem Stuhl steht und wartet.



Hat sich endlich für etwas entschlossen und dreht sich, um seine Bestellung aufzugeben. Kellner ist verschwunden.



Wartet, spielt mit Salz- und Pfefferstreuer.



Entdeckt Kellner in der Ferne und winkt ihm ungeduldig.



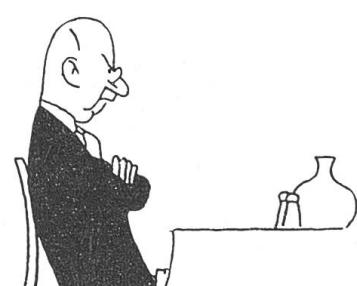
Kellner übersieht das Winken, aber Wildfremder erwidert den vermeintlichen Gruss.



Versucht es mit einem anderen Kellner. Versuch misslingt kläglich.



Probiert, die Aufmerksamkeit des Oberkellners auf sich zu lenken. Vergebliche Mühe.



Seufzt. Nimmt sich vor, noch zwei Minuten zu warten und dann zu gehen.



Plötzlich steht Kellner wieder neben ihm. Weiss nicht mehr, zu was er sich entschlossen hat, und beginnt nochmals, die Menükarte zu studieren.

ling hindurch und den Sommer und den Herbst immerzu ausgeruht hat, dann fällt einem das Arbeiten nicht sonderlich schwer. Der Bursche arbeitet zwei Monate wie ein Wilder. Schuftet und krampft wie besessen. Seine Parole lautet: Geld verdienen. Arbeitet also für dieses Reinigungsinstitut mehr als zehn Stunden im Tag.

Wie nun der Frühling kommt, die ersten Vöglein zwitschern und die Bäume Knospen hervorspreißen, ist unser Leo plötzlich eingeschnappt. Läßt die Arbeit fallen. Von einem Tag auf den anderen.

Jetzt habe ich, denkt er voller Schrecken, genug geschuftet. Ich muß wieder einmal ausschnaufen und eine Weile nichts tun. Mein Rücken beginnt sich vor lauter Arbeit zu krümmen und die Finger werden knotig. Welch scheußlicher Anblick. Er geht ohne Umschweife hin, zu seinem Arbeitgeber und sagt ihm das direkt ins Gesicht. Und fordert sein Geld, das er über seine à Konto-Bezüge hinaus zugute hat.

«Was?» sagt der Arbeitgeber, «jetzt wollen Sie uns verlassen? Jetzt, wo wir doch so einen Haufen Arbeit haben?»

Aber Leo beharrt darauf, wieder an der Sonne zu liegen und fordert sein Geld hartnäckig.

«Wir werden», sagt der Arbeitgeber, «alles genau abrechnen und Ihnen das mit der Post zustellen.»

Dagegen hat Leo nichts einzuwenden. Er geht nach Hause, pflegt seine Fingernägel und wartet auf die Post. Und anderntags bringt die Post einen eingeschriebenen Brief.

Leo Hammer, Fensterreiniger, usw. Seit dem und dem Datum sind Sie in unserem Betrieb tätig. Sie haben uns versprochen, längere Zeit bei uns zu arbeiten. Leider sind Sie Ihrem Versprechen nun nicht nachgekommen und haben uns vergebens auf Sie warten lassen. Verschiedene Fenster sind nicht sauber gereinigt und zugeschraubt. Etliche sind auch zerbrochen. Da Sie nicht mehr zur Arbeit kommen, werden wir für Ihr grundloses Fernbleiben von der Arbeit, sowie nicht ausgeführte Arbeit, Transportspesen, Einsetzen von neuen Arbeitskräften, usw. einen angemessenen Schadenersatz fordern. Ihr Guthaben beläuft sich auf so und soviel. Unsere Schadenersatzforderung in Verrechnung damit ergibt einen Saldo von hundert Franken zu unseren Gunsten. Hochachtungsvoll. Beilage: Einzahlungsschein.

Ist es da nicht verständlich, wenn der Leo

aus allen Wolken fällt. Und schnurstraks zum Gewerberichter läuft.

«Ich habe da», sagte er, «in dem und dem Reinigungsinstitut gearbeitet. Und nun, bitte schön, lesen Sie diesen Brief. Lesen Sie selbst.»

Und der Richter sagt: «Ach, Herrjeh! Das kennen wir. Dieses Institut ist uns sehr gut bekannt. Aber leider können Sie nichts machen. Sie arbeiteten als Akkordant, und in dieser Eigenschaft unterstehen Sie keinem Arbeitnehmergegesetz. Sie sind da gewissermaßen Unternehmer in eigener Sache. Wenn Sie diesbezüglich etwas unternehmen wollen, muß es auf zivilrechtlichem Wege geschehen. Sie müssen dieses Institut betreiben. Die erheben sodann Rechtsvorschlag. Die Sache kommt vor den Audienzrichter. Und alles zieht sich furchtbar in die Länge. Lassen Sie die Sache fallen. Dies ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann.»

Daraufhin hat also Leo die Arbeit gänzlich fallen gelassen. Röhrt keine Klinge mehr an und kein Fensterleder. Von ihm aus können sämtliche Fensterscheiben in der ganzen Stadt blind werden vor lauter Dreck.

Ein Baron

Woher, Brüder, kommt es, daß viele Leute Aristokraten nicht besonders mögen? Ist es, daß diese Prinzen, Grafen oder Freiherren manchmal von oben herab auf die arbeitenden Klassen blicken? Oder ist es bloßer Neid dieser Leute, auf alles, was über ihnen steht?

Vor drei Monaten hat Seppli einen leibhaften Baron mitgebracht. Äußerlich unterscheidet der sich überhaupt nicht von anderen Menschen.

Ich stehe da auf dem Dorfplatz. Stehle dem Herrgott den Tag ab – da kommt Seppli mit diesem Menschen. Stellt uns beide, wir kennen uns ja nicht, vor. Baron Stephan und hinterher kommen noch etliche hochtrabende Eigennamen. Untereinander hübsch verbunden mit von und zu. Eine große, imposante Figur hat dieser Baron. Einen Doppelmeter hoch. Breit gebaut. Und gut gepflegt. Vollgefressen vor allem.

Sagt Seppli:

«Weißt du», sagt er, «wo man ihn für einige Nächte unterbringen kann?»

«Bei uns», sage ich, «geht es nicht. Meine Loge ist zu winzig. Da geht er nicht hinein. Ist viel zu lang. Aber der Schnurrbärtchen Breitner hat vielleicht Platz. Hat ja ein Gästezim-

mer. Dieser Herr kann bestimmt dort wohnen.»

Seppli nimmt mich also diskret auf die Straßenseite. Er sagt: «Ich habe ihn aus dem Süden mitgebracht. Es ist ihm da» sagt er, «zu heiß geworden.»

Nun, am nächsten Tage gehe ich dem Schnurrbärtchen Breitner einen Besuch abzutatten. Der bewohnt eine Flucht von vier Wohnungen. Braucht sie für seine Büroräume – Mammut Presse - Agentur für Tagesaktualitäten in Bild und Wort.

Es ist gerade Mittag.

Ich betrete also ein Büro. Der Baron hat sich schon fest eingerichtet. Sitzt hinter dem Schreibtisch und führt gerade ein Ferngespräch mit seinem Anwalt. Ich spaziere auf und ab und lausche seinem Telephongespräch, bis es endlich fertig ist.

«Wie geht's?» frage ich.

«Danke, ausgezeichnet», sagt er.

«Interessant wär's», sage ich, «zu wissen, ob der Herr Breitner aufgestanden ist?»

«Nein», sagt er, «bedaure, der Herr ist noch im Bett. Wenn Sie Lust haben, können Sie hier essen!»

Ich lege mir also keinen Zwang auf. Nehme die Einladung an. Ich habe so gut wie keinen Hunger. Setze mich bloß hin zum Futtern, um zu sehen, ob sich der Herr Baron wohl fühlt. Und wie? Legt sich richtig rein ins Zeug, der Herr Baron. Futtert mit gesundem Appetit. Läßt sich's schmecken. Und ich werfe mal einen Blick auf die Gastgeberin. Die Luise. Die Gemahlin dieses Schnurrbärtchen Breitner. Sie scharwenzelt um ihn herum. Tritt hüftschwingend von der Anrichte herüber, stellt eine neue, gefüllte Platte hin. Bedient ihn, bietet ihm an, dem Herrn Baron – wie eine richtige Kammerzofe.

«Zum Nachtisch etwas Schokoladecrème, Herr Baron?»

«Bitte sehr.»

«Ein Biskuit?»

«Sehr liebenswürdig.»

Die Luise tänzelt also ständig um ihn herum, lacht und kokettiert in einem fort. Findet selbst überhaupt keine Zeit zum Essen. Erst, als ich ihm eine Zigarette anbiete. Am selben Abend sitze ich in der «Rosta-Bar». Neben mir die Luise und ihr gegenüber Max. Der Kalbfleischwürste Max.

«So, so», höhnt er, «einen Baron habt ihr zu Hause?»

«Jawohl», bekräftigt Luise, «und zwar einen richtigen Baron. Du kannst seine Familiengeschichte in der Adelschronik nachlesen.»

«Ha, ha, ha», lacht Max, «ein Adeliger? Was kann er denn, dein Baron? Und über was weiß er Bescheid?»

«Ach», seufzt Luischen, «er ist weit gereist. Kennt sich in allen Großstädten aus. Weiß alle erstklassigen Chinesenrestaurants, die es in Europa gibt.»

«Aber einen Beruf», sagt Max, «hat er nicht erlernt?»

«Es ist ja», verteidigt sich Luise, «auch gar nicht notwendig. Seine Familie besitzt ein Schloß.»

«Ha, ha, ha», lacht Max, «ein Schloß. Ha, ha, ha, ha. Keinen Fünfer besitzt er, wenn du ihn auf den Kopf stellst.»

Ich mische mich nicht ein, in diese Diskussion. Geht mich ja nichts an. Der Bursche liegt schließlich nicht auf meiner Tasche. Und der Schnurrbärtchen Breitner von der Mammut Presse kann es sich ja leisten, einen echten Baron zu halten.

Mittlerweile hat sich noch eine Person zu uns gesetzt. Es ist Sig, der Arier. Der hört sich dieses Gespräch an. Und plötzlich sagt er auch etwas.

«Der Baron», sagt er, «den kenne ich von früher.»

«Also», sagt Luise, «dann erkläre, daß er ein richtiger Baron ist und kein Hochstapler.»

«Das stimmt schon», sagt Sig. «Seine Familie besitzt irgendwo ein schönes, altes Schloß.»

«Siehst du», sagt Luise, «es stimmt also, was ich gesagt habe.»

«Ha, ha, ha», lacht Max schallend, «jetzt will ich euch einmal etwas erzählen. Ich kenne nämlich diesen Burschen. Und zwar besonders gut. Und aus ganz früherer Zeit. Ich kenne ihn», sagt Max, «sozusagen aus meiner Jugendzeit. Ich war damals zwanzig. Und da kommt eines Tages dieser Baron in unsere Stadt. Hat ein Bild bei sich. Ein schönes, altes Bild. Eine Landschaft, wenn ich mich noch recht erinnern kann. ,Nun', sagte der Baron zu mir: ,Wenn du dieses Bild verkaufen kannst, erhältst du zehn Prozent vom Erlös'. ,Wieviel', fragte ich ihn, ,willst du denn dafür haben?'. ,Oh', sagte der Baron, ,Dreitausend sollte ich schon dafür kriegen.' Ich betrachtete also den Schwarten nochmals. War wenigstens signiert. Manet stand in einer Ecke. Kurz, ich ging also in die bekannteste Kunsthändlung irgendwo an der

Bahnhofstraße. Ich fragte, was der Wert von diesem Bild wohl sei. Und jetzt, denkt euch Kinder. Wie der Kunsthändler dieses Bild anguckte, fiel er aus allen Wolken. Sagte: „Mann, wo haben Sie dieses Bild bloß her? Von diesem gibt's nur eins.“ Ich erklärte ihm also kurz, woher ich das Bild hatte. Und denkt euch, der Kunsthändler sagte: „Das ist ja ein echter Manet. Ist etwa achtzigtausend wert!“ Ich sauste zurück, erklärte dem Baron den Fall. „Nun gut“, sagte er, „wenn das so ist, muß ich natürlich zwanzigtausend dafür haben.“ Ich, nichts wie los, sauste wieder zu diesem Kunsthändler und sagte: „Für dreißigtausend können Sie es haben.“ Der Kerl staunte nicht schlecht, dachte sich wohl: Das ist ein Verrückter. Doch Geschäft ist Geschäft. Rannte also nach hinten und kam mit einem dicken Katalog wieder nach vorn. Blätterte eifrig Seite für Seite um, bis er schließlich die richtige Stelle erwischt hatte. Doch dann verdüsterte sich seine Miene. Er sagte: „Hören Sie, junger Mann, ich denke, das Beste was Sie tun können, ist dieses Bild sofort wieder an den Ort zurückbringen, wo Sie's herhaben.“

Danach war mir ein bischen schwummrig zumute. Doch fragte ich den Kerl zur Sicherheit, wieso er auf dieses Bombengeschäft nicht

eingehen wolle. „Sehen Sie“, sagte er, „Dieses Schloß ist samt Inventar an den Staat verkauft. Diese Familie ist vollkommen pleite. Wohnt bloß noch dort, als Untermieter sozusagen. Aber sämtliche Kunstschatze gehören dem Staat.“

Dann sagte ich: „Nehmen Sie mir die Sache nicht übel. Und bitte, verzeißen Sie mich nicht bei der Polizei. Ich werde dafür besorgt sein, daß dieses Bild auf das Schloß zurückgeht!“

Dann brachte ich dem Baron dieses Bild zurück. Sagte ihm: „Zum Teufel, zurück damit aufs Schloß. Ich wenigstens, will mit diesem Handel nichts zu schaffen haben!“ Und seither habe ich weder von diesem Bild noch vom Baron gehört!“

Da, Brüder, hätten wir vielleicht einen Grund, zu verstehen, warum viele Leute Aristokraten nicht mögen. Jedenfalls, Max wischt sich mit einem feinen, weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirne. Und da sagt die Luise: „Aber wenigstens muß man ihm zugute halten, daß er nicht einfach eine reiche Amerikanerin heiratet, bloß wegen seines Titels!“

„Ha, ha, ha“, lacht Max, „was nicht ist, kann noch werden!“

Das ist einer, dieser Max. Immer muß er das letzte Wort haben.

wir sind weder so hart noch so kühl, wie wir uns geben

*Kleine Erlebnisse, die mich zu Tränen rührten
eine neue Umfrage*

Wenn ein Bewohner eines der Himmelskörper, die wir heutzutage mit Raketen beschließen, uns besuchen würde, sich mit uns Erdenbürgern vertraut machen möchte und in dieser Absicht eine bestimmte Art zeitgenössischer Literatur zu Rate zöge, müßte er zum Schluß kommen, die moderne Gattung Mensch sei ein hartes, zynisches Geschlecht von kalter Berechnung und ruchloser Machtgier, allen weichen und zärtlichen Gefühlen abhold.

Wäre dieser Eindruck richtig? Wir vermuten: nein, und wir möchten unsere Ansicht belegen. Wir laden deshalb die Leserinnen und Leser des Schweizer Spiegels ein, uns kleine Erlebnisse zu schildern, die ihnen vielleicht zu ihrem eigenen Erstaunen Tränen der Rührung in die Augen getrieben haben.

Die Einsendungen sollten bis zum 10. November 1961 in unserem Besitz sein. Beiträge, die wir anonym abdrucken, werden honoriert.